

Trauernormen. Historische und gegenwärtige Perspektiven

Nina Jakoby/ Julia Haslinger/ Christina Gross (Zürich)

Nina Jakoby/Julia Haslinger/Christina Gross: *Trauernormen. Historische und gegenwärtige Perspektiven* (S. 253–274)

Ziel des Beitrags ist es, eine historische Perspektive auf die Trauer im westlichen Kulturraum zu entwickeln und die darin wirkenden Trauernormen zu verdeutlichen. Den theoretischen Rahmen bildet das Konzept der Gefühlsnormen von Arlie Hochschild. Mit einer Verlagerung von Trauer aus der Gemeinschaft und Öffentlichkeit in die Privatheit – weitgehend losgelöst von festgelegten Ritualen und Praktiken – lässt sich ein historischer Wandel von Verhaltensnormen hin zu Gefühlsnormen im Rahmen einer Emotionalisierung der Trauer feststellen. Empirische Befunde einer Online-Befragung in der Schweiz und Deutschland verdeutlichen die gegenwärtigen Trauernormen und individuellen Erfahrungen im Erleben der Trauer. Die Ergebnisse geben u. a. Hinweise auf die Kontrolle von Trauergefühlen, die Schwierigkeiten, mit anderen über die Trauer zu sprechen und eine Unsicherheit im sozialen Umgang mit Trauernden.

Schlagworte: Trauer, Tod, Emotion, Gefühlsnormen

Nina Jakoby/Julia Haslinger/Christina Gross: *Grieving Norms. Historical and Contemporary Perspectives* (pp. 253–274)

The article adopts a historical perspective on grieving in Western culture and traces contemporary grieving norms. Arlie Hochschild's concept of feeling rules provides the theoretical framework. As grieving has shifted from the community and the public sphere to private sphere – where it is no longer embedded in set rituals and practices –, we can also observe a historical shift from behavioral norms to feeling norms in the course of an emotionalization of grieving. Empirical findings from an online survey in Switzerland and Germany elucidate contemporary grieving norms and illustrate individual experiences of grieving. The results indicate, among other things, how the emotions involved in grieving are controlled and what difficulties exist in verbalizing grief to others. They also point to insecurity in social interaction with those grieving.

Keywords: grief, mourning, death, emotion, feeling rules

1. Einleitung

»Das Vertrackte an alledem ist, dass, wenn man trauert, die Leute an einem herumnörgeln, man solle wieder besserer Stimmung sein; trauert man aber nicht, so setzen sie einem zu, man solle trauern. Sie geben sich mit einem gewissen Ausmaß an Trauer zufrieden, aber nicht mit zu viel. (...) Aber die Gesellschaft hat eine irrwitzige Vorstellung davon, was ›richtig‹ ist. Vergießt man nicht eine Träne, so ist man kalt und psychotisch; weint man dagegen jahrelang, so schütteln sie den Kopf und die eigenen Freunde beginnen unter Umständen sogar einen anzuschreien, man solle sich zusammenreißen« (Ironsides 1996, 85).¹

Bis ins 19. Jahrhundert wird Trauer als ein öffentliches Ritual beschrieben und zelebriert. Funktionale Differenzierung und Individualisierung führten dazu, dass heutige Trauernormen verstärkt an die persönlich emotionale Komponente gerichtet sind und nicht mehr von der richtigen Durchführung von bestimmten Trauer Ritualen abhängen (Stubbe 1985, 208). Es gibt keine Gesellschaft, in der die Emotion Trauer nicht sozial geformt und kontrolliert wird (Rosenblatt et al. 1976). Selten jedoch stehen westliche Trauernormen und damit gegenwärtige soziale und kulturelle Regeln für Trauernde im Vordergrund soziologischer Betrachtungen. Trauer ist nicht nur ein individuelles, privates Gefühl, sondern wird sozial normiert und sanktioniert. Die zentrale Fragestellung des Beitrags lautet: Welche Unterschiede zeigen sich bei einem Vergleich früherer Trauernormen mit denjenigen von heute? Welche sozialen Gefühlsregeln lassen sich feststellen?

Ziel des Beitrags ist es zum einen, eine historische Perspektive auf Trauernormen und soziale Trauer Rituale zu entwickeln, und zum anderen, die gegenwärtige Diskussion über Gefühlsnormen und Gefühlsarbeit (Hochschild 1979, 2006) zu beleuchten und spezifische Trauernormen zu identifizieren. Vor dem Hintergrund der Verlagerung der Trauer aus der Öffentlichkeit in die Privatheit – losgelöst von Ritualen und institutionellen Regeln (Ariès 1980) – lässt sich ein Wandel von Verhaltensnormen hin zu Gefühlsnormen im Rahmen einer Emotionalisierung der Trauer feststellen. Im englischen Sprachraum markiert die begriffliche Unterscheidung zwischen »grief« und »mourning« die Differenz zwischen dem Trauergefühl und Trauerverhalten. Beide Begriffe bedeuten übersetzt »Trauer« und werden oft synonym gebraucht. Während sich »grief« auf die emotionale Trauerreaktion nach Verlustereignissen bezieht, erfasst »mourning« jedoch vor allem die sozialen und kulturellen Praktiken, die einem Todesfall folgen (Walter 1999, xv). Heutige Trauernormen leiten sich jedoch weniger von der richtigen Durchführung gesellschaftlicher Rituale ab, sondern sind verstärkt an emotionale Empfindungen gekoppelt (Stubbe 1985). Trauer kann als emotionale Rolle

¹ Englischer Originalwortlaut: »The wretched thing about all this is that if you grieve, people are nagging at you to cheer up; but if you don't grieve people are nagging on you to grieve. They are comfortable with some grief, but not too much. (...) But society has a ridiculous idea about what is ›correct.‹ If you let not a tear descend your cheek you're cold and psychotic; if you cry and cry for years, heads are shaken, and your friends may even start shouting at you to pull yourself together« (Ironsides 1996, 85).

verstanden werden – als Emotion, deren Intensität und Ausdruck durch soziale Normen und Gefühlsregeln determiniert ist (Jakoby 2012a, b). Doch welche spezifischen sozialen Regeln unterliegen dem Erleben und Ausdruck von Trauer? Zuerst wird in Kapitel 2 auf der Grundlage einer Literaturübersicht eine historische Perspektive auf westliche Trauerrituale und -praktiken entworfen. Im Anschluss daran wird das Konzept der Gefühlsregeln (Hochschild 1979, 2006) erläutert und werden gegenwärtige Trauernormen sowie Trauerkonzepte (Doka 2002, 2007) vorgestellt (Kap. 3). Zudem werden in Kapitel 4 der gesellschaftliche Rahmen und damit die sozialen Normen und Werte, die den Gefühlsregeln zugrunde liegen, erläutert. Die Regulierung der Trauer ist nur vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wertesystems zu verstehen. Empirische Befunde auf der Grundlage einer Online-Befragung in der Schweiz und Deutschland verdeutlichen die gegenwärtigen Trauernormen und individuellen Erfahrungen mit Trauer in diesem Raum (Kap. 5). Der Beitrag endet mit einem Fazit.

2. Trauernormen im historischen Wandel

Trauer, die sich kulturhistorisch definiert, kann in Anlehnung an Sunderbrink (2010, 192) mit dem Begriff der »Trauerkultur« passend umschrieben werden. Die Trauerkultur beinhaltet praktische Handlungsweisen im Umgang mit Sterbenden und Verstorbenen wie die Pflege und das Begräbnis, soziale Umgangsformen mit dem Tod und der Trauer, welche sich in gesellschaftlich verbindlichen Regeln offenbaren, sowie die individuelle emotionale Verarbeitung des Verlustes (Sunderbrink 2010, 192). Im Vordergrund der folgenden Darstellung stehen Trauerpraktiken wie Trauerkleidung, Trauerzeiten oder spezifische Verhaltensweisen (z. B. sozialer Rückzug). Für die historische Perspektive ist die Schwierigkeit der Unterscheidung zwischen »realen« Trauergefühlen, d. h. dem inneren Erleben, und dem sozial vorgeschriebenen Ausdruck von Trauer kennzeichnend (Walter 1999, 130, Stubbe 1985, 193). Die reale Wiedergabe von Trauergefühlen ist historisch schwierig darzulegen (Stubbe 1985, 197–200). Insgesamt lässt sich ein komplexer historischer Wandel der Trauerkultur feststellen, der jedoch nur vor dem Hintergrund von Säkularisierungsprozessen, dem demografischem Wandel (z. B. Rückgang der Sterblichkeit), Urbanisierung und Industrialisierung verstehbar ist. Zudem gibt es Variationen je nach Religion, Region, Klassenzugehörigkeit und Geschlecht (Jalland 2010, 3). Der Wandel lässt sich allgemein als eine Verlagerung der Trauer aus der Öffentlichkeit in den Privatbereich beschreiben, die mit einer *Emotionalisierung* und *Psychologisierung* der Trauer verbunden ist (Ariès 1980, Walter 1994, 1999, Winkel 2001).

Der Fokus der nun folgenden Ausführungen liegt auf dem westlichen Kulturraum. Auf der Basis einer Literaturübersicht werden Erkenntnisse über die historische Entwicklung (Ariès 1980, Sörries 2012, Sunderbrink 2010, Stubbe 1985, Fischer 2001, Walter 1999) und die Trauerkultur in einzelnen Epochen und Ländern zusammengefasst (Taylor 1983, Jalland 2010, Ruberg 2008). Aus diesem Grund konzentriert sich die historische Betrachtung in ihrer Darstellung auf drei Zeiträume, in denen

ausgewählte Aspekte der Trauerkultur und normative Regeln skizziert werden.² Im Einzelnen werden betrachtet:

- das Mittelalter und darauf folgende Epochen, wobei die Öffentlichkeit der Trauer, Trauerrituale und die Rolle der Gemeinschaft in dieser Periode erläutert werden,
- das Viktorianische Zeitalter (1837–1901), das als eine Epoche des *celebration of grief* (Walter 1999) beschrieben wird,
- die Rolle der beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert für die Privatisierung der Trauer (*wartime grief*) (Jalland 2010).

2.1 Mittelalter bis 18. Jahrhundert

In der Trauerkultur des *Mittelalters* (6.–15. Jahrhundert) wurde der physische Tod mit dem Ende des irdischen Lebens gleichgesetzt, das zugleich den Übertritt ins Jenseits begründete. Ein guter Übertritt ins Jenseits und das damit erlangte Seelenheil hingen von der eigenen irdischen Lebensführung, aber auch von diesseitigen Diensten von Hinterbliebenen ab. Diese versuchten mit Messopfern, Ablasskäufen, Almosenverteilungen, Fürbitten oder Gebeten am Grab die Verstorbenen sicher ins Jenseits zu geleiten (Ariès 1980, 776, Fischer 2001, 11–16, Sunderbrink 2010, 192). Hingegen ließen falsch durchgeführte Rituale keine erfolgreiche Aufnahme der Toten im Jenseits stattfinden (Feldmann 2010b, 39–42). Die Ausführung der Rituale und Zeremonien verweist daher auf eine starke Verbundenheit über den Tod hinaus (Sunderbrink 2010, 192). Das Versterben eines Gesellschaftsmitgliedes führte im Mittelalter zu einer materiellen und sozialen Verunsicherung und wurde daher als Verlust für die gesamte Gruppe empfunden (Sörries 2012, 17–18, Sunderbrink 2010, 192). Der Tod eines Gruppenmitgliedes stellte daher in erster Linie eine organisatorische und nicht eine emotionale Prüfung dar. Es galt, die hinterlassene Lücke möglichst bald zu schließen, um die Intaktheit der Gemeinschaft und Funktionsträger in der arbeitsteiligen Gesellschaft wiederherzustellen (Sörries 2012, 20, 27). Mit Ritualen und Zeremonien, in welche jedes Mitglied der Gemeinschaft integriert war, wurde versucht, diese Verunsicherung zu überwinden. Durch die Übernahme einer aktiven Rolle im gemeinschaftlichen Trauerprozess konnte die Solidarität von jedem Mitglied gegenüber der Gruppe zum Ausdruck gebracht werden (Ariès 1980, 774). Das erwartete Trauerverhalten leitete sich dabei von der jeweiligen sozialen Stellung eines Mitgliedes ab (Stubbe 1985, 208). Das soziale Handeln, welches durch die Rituale und Zeremonien begründet wurde, diente daher nicht nur dem Seelenheil des Verstorbenen oder der persönlichen Trauerbewältigung, sondern vornehmlich auch der erneuten Stärkung der Gemeinschaft (Ariès 1980, 776, Sörries 2012, 17–18, Sunderbrink 2010, 193–194). So war beispielsweise ein jeder angehalten, sich beim Erklingen des sogenannten »Züngleins«, welches bei nahendem Tode eines Gemeinschaftsmitgliedes geläutet wurde, zur Gebetsgemeinschaft einzufinden (Stubbe 1985, 195). Die starke soziale Verbundenheit zwischen den Hinterbliebenen und ihren Toten wurde durch die

2 An dieser Stelle kann keine Diskussion des Wandels der Friedhofs- und Bestattungskultur erfolgen, hier sei auf Ariès (1980) und Fischer (2001) verwiesen.

Reformation (16. Jahrhundert) abgeschwächt. Erstmals wurde nun die Erlösung nach dem Tode der alleinigen Gnade Gottes zugewiesen. Demzufolge wurden die diesseitigen Dienste zur Geleitung der Verstorbenen ins Jenseits als überflüssig erachtet und nahmen an Verbindlichkeit ab (Fischer 2001, 11–16, Sunderbrink 2010, 193). Anstelle der Rituale und Zeremonien wurde die intensive Erinnerung an den Verstorbenen immer wichtiger. Eine neue diesseitsorientierte Trauerkultur konnte erwachsen, bei welcher immer stärker das Befinden der Hinterbliebenen ins Zentrum rückte. Demzufolge lässt sich festhalten, dass die neuartigen Ideen der Reformation eine Individualisierung des Todes und der Trauer eröffneten (Ariès 1980, 777, Fischer 2001, 11–16, Stubbe 1985, 204). Fortan dienten die Trauer und die Vornahme von Ritualen nicht mehr den Toten, sondern wurden von den Hinterbliebenen vorwiegend für sich selbst ausgerichtet. Dies äußerte sich insbesondere im Spätmittelalter in der Abhaltung von fest vorgeschriebenen Trauerzeiten. Dabei galt: Je höher der soziale Rang einer trauernden Person oder je enger der Verwandtschaftsgrad zum Verstorbenen war, desto aufwändiger musste die Trauerbezeugung gestaltet sein. So wurden beispielsweise adlige Frauen angehalten, beim Tod ihres Mannes eine sechswöchige Trauerzeit im Bett zu verbringen (Stubbe 1985, 202–204).

Wie bereits im Spätmittelalter sollte auch in der *Aufklärung* (18. Jahrhundert) die eigene soziale Stellung mit aufwändigen Trauerritualen inszeniert werden. Zum Darstellungsort des gesellschaftlichen Prestiges wurden die öffentlichen Leichenbegräbnisse. Die Leichenpredigten lösten sich dabei immer mehr von religiösen Inhalten ab und boten Platz, um der sozialen Stellung der Verstorbenen und ihrer Hinterbliebenen Ausdruck zu verleihen (Fischer 2001, 21, 26). Obwohl diese pompösen Bestattungszeremonien in erster Linie den klerikalen, reichen und fürstlichen Spitzen vorbehalten waren, eigneten sich mit der Zeit auch der niedere Adel und das Bürgertum diese Form der Trauer an (Ariès 1980, 777, Fischer 2001, 21, Sörries 2012, 18).

2.2 Viktorianisches Zeitalter

Eine besondere Epoche der Trauerkultur stellt das in England als *celebration of grief* (Walter 1999, 34) beschriebene *Viktorianische Zeitalter* (1837–1901) dar, für das eine spezifische weibliche Trauer charakteristisch war (Taylor 1983, Jalland 2010). Als Höhepunkt des viktorianischen Trauerkultes gilt der Zeitraum 1850–1890 (Taylor 1983, 122).

»Viktorianische Trauer (...) war eine Aufgabe, die größtenteils Frauen zufiel und, zumindest formell, wenig damit zu tun hatte, wie man persönlich zu der Person stand, die gestorben war« (Walter 1999, 130).³

Für Jalland (2010) wird die viktorianische Trauer im Rahmen eines christlichen Glaubenssystems, in dem der Tod als Wille Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Wiedervereinigung im Himmel vorherrschend waren (Stroebe et al. 1992, Rosen-

3 Englischer Originalwortlaut: »Victorian Mourning (...) was a task that largely fell on women and, formally at least, had little to do with how you personally felt about the one who had died« (Walter 1999, 130).

blatt 1983), als Ausdruck der ewigen, unsterblichen Verbindung zur verstorbenen Person betrachtet. Trauer wird daher als Erfindung des *romantic movement* (Jalland 2010, 2) angesehen, die durch eine zunehmende Intimisierung und Exklusivität von Sozialbeziehungen gekennzeichnet war. Nach Winkel (2001, 69–70) wird im 19. Jahrhundert zum ersten Mal *mourning* als eine spezifische Emotion von Leid, Verlust und Trauer konstruiert. Wichtige Bestandteile und Kennzeichen der viktorianischen Trauereritiale waren ein formalisierter und rigider Verhaltens- und Kleidungscode für Frauen. Hierzu gehörten vor allem die Einhaltung von Trauerzeiten, die an den Verwandtschaftsgrad und patrilineare Verwandtschaftsverhältnisse gekoppelt waren, sowie ein sozialer Rückzug bzw. eine Isolation der trauernden Frauen und das Tragen von Trauerschmuck und anderen äußeren Trauerzeichen (z. B. schwarzes Armband) (Taylor 1983, Jalland 1996, Ruberg 2008). Von besonderer Bedeutung für das 19. Jahrhundert ist die Trauerkleidung (*mourning dress*), deren Bedeutung über den materiellen Aspekt hinausging.⁴

»Es war ein non-verbales Mittel der Kommunikation, welches Klassen- und Geschlechtsidentität sowie Emotion symbolisierte. Es war zudem ein Statussymbol, das für Wohlstand und die gesellschaftliche Stellung stand und für zeremonielle Anlässe wie eine Bestattung tonangebend war« (Ruberg 2008, 247).⁵

Die spezifischen Funktionen der Trauermode lagen somit in der Sichtbarmachung von Status (obere Klasse) und Geschlechtsidentität durch rigidere und kompliziertere Vorschriften für trauernde Frauen, insbesondere Witwen. Die Trauerkleidung markierte die soziale Beziehung zu dem oder der Verstorbenen, da es jeweils einen je nach Verwandtschaftskategorie spezifischen Kleidungscode gab. Zudem sollte die Trauerkleidung die innere Trauer widerspiegeln und die äußeren sozialen Interaktionen leiten (z. B. die Möglichkeit der Wiederheirat) (Ruberg 2008, 258). So wurde Witwen zweieinhalb Jahre schwarze Trauerkleidung sowie das Meiden von öffentlichen Plätzen und geselligen Zusammenkünften vorgeschrieben. Die Trauerzeit wurde in Voll- und Halbtrauer unterteilt. Zwölf Monate betrug die Trauerzeit für den Verlust eines Kindes oder Elternteils, wobei auch die Schwiegertöchter um die Eltern des Mannes trauern mussten; die Trauerzeit für eine Schwester oder einen Bruder war auf sechs Monate festgelegt (Jalland 1996, 300–301). Trauer war eine weibliche Aufgabe, die die gesellschaftlich mindere Position von Frauen reflektierte, deren Identität und sozialer Status einzig von einer Heirat abgeleitet wurde (Taylor 1983, Jalland 1996, Ruberg 2008). Kennzeichen waren somit ein angemessener öffentlicher Ausdruck von Trauer sowie sozial standardisierte Verhaltensweisen, d. h. die Einhaltung einer »Trauer-Etiquette«, die sich auf die äußere Darstellung der Trauer bezog (Ruberg 2008, 257–258). Fischer (2001, 39, 45) definiert die Trauer im 19. Jahrhundert daher als eine Verschmelzung von

4 Eine ausführliche Darstellung der Geschichte der Trauerkleidung für Europa und die USA findet sich bei Taylor (1983).

5 Englischer Originalwortlaut: »It was a non-verbal means of communication, denoting class and gender identity, as well as emotion. It was also a status symbol, displaying wealth and social standing, and set the tone for ceremonious occasions like a funeral« (Ruberg 2008, 247).

christlichen Traditionen, privater Emotionalität und dem Wunsch nach gesellschaftlicher Repräsentation.

»(...) worauf es ankam war, ob sie die richtige Kleidung über die richtige Zeitspanne trug und ob sie sich in einer angemessenen Art und Weise verhielt. Trauerkleidung versicherte anderen, dass man das Richtige fühlte« (Walter 1999, 135).⁶

2.3 20. Jahrhundert

Ab dem Ende des Viktorianischen Zeitalters (1890) begannen sich Vorstellungen durchzusetzen, dass Trauer einzig persönliche Gefühle ausdrücken und weniger soziale Vorschriften reflektieren sollte (Walter 2007, 125, Walter 1999, 131, Stearns 1994, 154). Ebenso wurde der Umsetzung von starren Trauervorschriften und der damit verbundenen Sozialkontrolle verstärkt mit Ablehnung begegnet (Sörries 2012, 25–26). An dieser Stelle setzt Jallands (2010) Untersuchung über die Konsequenzen der beiden Weltkriege für die Privatisierung der Trauer an. Jalland (2010) beschreibt die Trauerkultur in Kriegszeiten (*wartime grief*), die insbesondere durch den Zweiten Weltkrieg geprägt wurde und ein neues Modell von unterdrückter und privater Trauer entstehen ließ. Die historische Erklärung für Großbritannien verweist auf den Blitzkrieg (»Blitz«) (1940–1941), bei dem die deutsche Luftwaffe zur strategischen Bombardierung Angriffe auf englische Städte flog. In der Folge gab es nationale Strategien, die den Überlebenswillen, Mut, Moral und Solidarität der Bevölkerung fördern sollten, zugleich aber auch als politische Propaganda gegen Deutschland zur Zeit der Diktatur durch die Nationalsozialisten (1933–1945) dienten und zum Ziel hatten, die Stärke Großbritanniens zu demonstrieren. Unterstützung erfolgte durch Propaganda-Slogans (»We can take it«) und Medienzensur (Jalland 2010, 121–123). Ein Beispiel einer Predigt bei einer Trauerfeier verdeutlicht die Konsequenzen für den Umgang mit Trauer, die zugleich auch auf andere Länder in Kriegszeiten übertragbar sind:

»Wir dürfen nicht zu sehr dem, was wir verloren haben, nachhängen (...), sondern müssen unsere Gedanken und Hände den Aufgaben zuwenden, durch deren Bewältigung wir zum Wohle unserer Stadt oder unserer Nation beitragen können« (Jalland 2010, 124).⁷

Damit kam es zur gesellschaftlichen Ausbreitung eines neuen privaten Trauermodells, das zu früheren Zeiten lediglich für Männer der oberen und mittleren Klasse, Soldaten im Krieg, Arme oder Angehörige der Arbeiterklasse kennzeichnend war (Jalland 1996, 10). Für den Zeitraum von 1914 bis 1963 ist ebenfalls ein Rückgang der sozialen Gebräuche nach dem Tod festzustellen, wenn man die weitverbreiteten Trauerrituale und sozialen Praktiken im 19. Jahrhundert als Kontrastpunkt nimmt (Jalland 2010, 223).

6 Englischer Originalwortlaut: »(...) what mattered was whether she was wearing the right clothes for the right period of time and behaving in an appropriate manner. Mourning dress assured others that you were feeling the right thing« (Walter 1999, 135).

7 Englischer Originalwortlaut: »We must not to dwell too much on what we have lost (...) but to turn our thoughts and our hands to the tasks we can do to help for the sake of our city and of our nation« (Jalland 2010, 124).

Trotz Hinweisen auf die Kontinuität der Trauerkultur und einen (frühen) Beginn der Emotionalisierung der Trauer im 19. Jahrhundert lässt sich der historische Wandel an zwei Prozessen markieren: *Privatisierung* und *Emotionalisierung* gelten als Kennzeichen der Trauer im 20. Jahrhundert (Winkel 2001, 67–68). Trauer hat sich daher in der heutigen Zeit zu einem privaten Ereignis gewandelt (Feldmann 2010a, 70–71, Stubbe 1985, 208). Des Weiteren wird der Tod eines Mitglieds nicht mehr als Verlust oder Verunsicherung für die gesamte Gemeinschaft empfunden. Im Vordergrund steht der persönliche Verlust eines lieb gewonnenen Menschen, der für die Hinterbliebenen unersetzlich bleibt (Sörries 2012, 27, Walter 1994, 23). Gleichzeitig ließ sich ein Bedeutungsrückgang von religiösen Trauer Ritualen und dem öffentlichen Ausdruck, z. B. in Form von Trauerkleidung, feststellen (Gorer 1965). Die Verbindlichkeit der Trauer in Bezug auf sozial verordnete äußere Trauerzeichen hat abgenommen (Sörries 2012, 26). Die Emotionalisierung der Trauer geht mit einer Psychologisierung der Trauer einher, die vor allem durch die psychoanalytische Theorie und Sigmunds Freuds Werk »Mourning and Melancholia« (1917) geprägt wurde (ausführlich dazu Granek 2010). So wird Trauer vorwiegend als emotionales Gefühl beschrieben, welches im Innern eines/ einer jeden stattfindet (Sörries 2012, 20, Stubbe 1985, 208, Winkel 2001, 69). Heutige Trauernormen leiten sich daher nicht mehr von der richtigen Durchführung gesellschaftlicher Rituale ab, sondern sind verstärkt an die persönlich emotionale Komponente geknüpft (Stubbe 1985, 208).⁸ Das im folgenden Abschnitt vorgestellte theoretische Konzept der Gefühlsnormen (Hochschild 1979, 2006) erläutert nun die spezifischen Regeln für »richtige« und »falsche« Trauergefühle.

3. Richtige und falsche Trauer: das Konzept der Gefühlsnormen

Walter (1999) macht auf verschiedene Trauernormen aufmerksam, die gegenwärtig vorherrschen und sich teilweise auch widersprüchlich zueinander verhalten. Dazu gehören neben der Privatisierung der Trauer das Aufkommen der *persönlichen Trauernormen*: Der Mangel an klaren Verhaltensregeln und der Rückgang der religiösen Riten können darin resultieren, dass Individuen persönliche Trauernormen entwickeln, welche jedoch von ihren Angehörigen weder gekannt noch geteilt werden müssen. Darüber hinaus wird die Expressivität der Trauer genannt, die jedoch spezifischen Regeln unterliegt. Hierzu gehören die *zeitbeschränkte Trauer* (die Norm, dass die Trauer nach einer gewissen Zeit überwunden sein sollte) sowie die *verbotene Trauer* (d. h. Trauer um Verluste, die sozial nicht anerkannt sind) (Walter 1999, 138–152). Beide können vor dem Hintergrund des Konzeptes der Gefühlsnormen (Hochschild 1979, 2006) genauer erläutert werden.

8 In einer Studie aus den 1960er-Jahren (Hahn 1968, 134–135) werden ebenfalls Grundregeln für Trauernde auf das erwartete äußere Verhalten bezogen, zum Beispiel die Vermeidung des Besuchs von geselligen Veranstaltungen, eine sofortige Wiederheirat nach dem Tod des Ehemannes oder der Ehefrau sowie das Tragen von Trauerkleidung. Gorer (1965) bestätigt für Großbritannien Zusammenhänge zwischen traditionellen Trauer Ritualen (z. B. Kleidung) und sozialer Klasse, Religiosität und Region.

Das Erleben und der Ausdruck von Traurigkeit sind durch Gefühlsnormen (*feeling rules*) und Expressionsnormen (*display rules*) geprägt (Hochschild 1979, Thoits 1989). Hochschild (2006) beschreibt sie als Normen, die den Individuen vorgeben, wie diese sich in einer bestimmten Situation fühlen sollten oder welcher emotionale Ausdruck angemessen ist. Gefühlsnormen variieren sowohl nach Situation und historischer Zeit als auch nach Kultur-, Schicht-, Religions- und Geschlechtszugehörigkeit der Individuen (Hochschild 1979, 565–571). Beispielsweise sollte nach einer bestandenen Prüfung Freude oder nach dem Todesfall eines nahestehenden Menschen Trauer empfunden werden (Hochschild 2006, 73–76). Neben der *Richtung* der Emotion (ob diese positiv oder negativ ist) zählt dabei auch die *Intensität* der Emotion als Gefühlsnorm. Die Freude über die bestandene Prüfung oder die Trauer um die verstorbene Person sollte im richtigen Maß empfunden werden und der Situation entsprechend sein, also weder zu schwach noch zu stark. Die dritte Gefühlsnorm gibt über die *Dauer* der Emotion Auskunft und legt fest, wie lange es als legitim erachtet wird, um einen Menschen zu trauern (Hochschild 1979, 564). Oftmals entsteht jedoch eine Diskrepanz zwischen dem, was Individuen in einer bestimmten Situation fühlen, und den von ihnen erwarteten Gefühlen. Um diese Diskrepanz zu beheben und die tatsächlich empfundenen Gefühle den jeweiligen Normen anzupassen, leisten Individuen *Gefühlsarbeit* (Hochschild 2006, 73–76). Hochschild (1979, 2006) benennt zwei Methoden: *surface acting* (Oberflächenhandeln) und *deep acting* (inneres Handeln). Beim Oberflächenhandeln versuchen Individuen ihre äußeren Gesten und ihre Mimik so zu manipulieren, dass diese den Ausdruck annehmen, der mit den erwünschten Gefühlen verbunden wird. So versuchen Anwesende an einer Beerdigung zum Beispiel ein trauriges Gesicht zu machen, um Trauer vorzutäuschen. Beim inneren Handeln versuchen die Individuen hingegen, einerseits die von ihnen erwünschten Gefühle tatsächlich zu empfinden und andererseits zu starke oder als unangebracht empfundene Gefühle zu unterdrücken (Hochschild 1979, 557–558).

»Daß Menschen so häufig glauben, sie hätten sich nicht richtig verhalten, zeigt, was für eine bemerkenswerte Leistung ›richtiges‹ Trauern darstellt, d. h. zu trauern, ohne die erstaunlich präzisen Standards zu verletzen, die wir aus der kulturellen Überlieferung über angemessenes Fühlen beziehen« (Hochschild 2006, 83).

Welche spezifischen Trauernormen identifiziert Hochschild (2006)? Es existiert eine Reihe von Reaktionen von Trauernden, welche von der Gesellschaft als unpassend beurteilt werden.

1. *Keine Trauer zu empfinden.* Eine solche Reaktion wird von den Mitmenschen oft als emotionslos und kalt eingestuft sowie als Zeichen mangelnder Liebe empfunden. In ihrer qualitativen Studie berichtet Hochschild über ein neunjähriges Mädchen, das nicht um ihre vierzehn Monate alte Schwester trauerte, sondern froh war, die Eltern wieder für sich alleine zu haben. Rückblickend hat die erwachsene Frau jedoch Scham über diese Gefühle geäußert (Hochschild 2006, 80–81).
2. *Das Empfinden von zu starker Trauer.* Hochschild verweist darauf, dass die soziale Rolle, die eine Person in der Gesellschaft einnimmt, ihr sowohl die Intensität als

auch die Art der Gefühle vorschreibt, die sie dem oder der Verstorbenen schuldet oder die ihr selbst zustehen. Diese Rollenvorschriften bieten die Grundlage, an der das Empfinden der richtigen Gefühle gemessen werden kann. Demnach muss eine Tochter gegenüber ihrem verstorbenen Vater eine stärkere Trauer empfinden als eine Arbeitskollegin gegenüber ihrem verstorbenen Chef (Hochschild 2006, 83). Eine junge Frau berichtete beispielsweise, dass sie sich sehr traurig fühlte, als ihr Großvater starb, jedoch gleichzeitig das Gefühl hatte, sie dürfe nicht so sehr betroffen sein, da sie zu ihrem Großvater keine enge Beziehung hatte und ihn nicht so sehr liebte (ebd., 81). Harris (2009, 245) weist darauf hin, dass der Ausdruck von zu starken Emotionen oft stigmatisiert ist und Trauernde wegen »Kontrollverlusts« vor anderen Scham empfinden.

3. *Das Auftreten der Trauer zum falschen Zeitpunkt.* Trauer tritt nicht bei allen Menschen unmittelbar nach dem Todesfall einer Person ein, sondern kann auch erst nach einigen Tagen, Monaten oder gar Jahren eintreten. Da jedoch die Norm vorgibt, dass Trauer unmittelbar nach dem Todesfall eintreten und sich im Verlauf der Zeit abschwächen sollte, wird das Eintreten der Trauer zu einem späteren Zeitpunkt meist als Zeichen mangelnder Liebe angesehen (Hochschild 2006, 81–82).
4. *Das Auftreten der Trauer am falschen Ort.* Beerdigungen und Friedhöfe stellen legitime Trauerorte dar. Falsche Orte der Trauer sind zum Beispiel der Arbeitsplatz oder andere öffentliche Räume. So berichtet Hochschild über einen Jungen, der in seiner Klasse nicht seine Trauer über den Tod des Großvaters zeigen wollte, da er sich vor dem Spott seiner Mitschüler fürchtete (ebd., 82–83).

Die Gefühle, der emotionale Ausdruck und das Verhalten der/ des Trauernden werden sozial reguliert und erlauben oder untersagen den Trauernden eine sozial legitimierte Trauerrolle (Fowlkes 1990, Harris 2009). Mit der sozial legitimierten Trauerrolle erhält der oder die Trauernde Verständnis und die Berechtigung zu trauern. Zudem wird die zeitlich begrenzte Eingeschränktheit des trauernden Individuums anerkannt und erlaubt. Daher stellt diese Anerkennung der Trauer als sozial legitime Trauer den Schlüssel für die Trauernden dar, die Trauer zu überstehen und wieder funktionsfähig zu werden (Fowlkes 1990, 636–637). Charmaz (1997, 235) verwendet hierfür den Begriff der *berechtigten Trauer (entitled grief)*, die sich durch eine Vorrangstellung auszeichnet. Doka (2007) definiert Trauernormen ebenfalls als ein Set von Normen, die vorgeben, wer, wann, wo, wie, für wie lange und für wen trauern darf. Ergänzend zu Hochschild, für die Gefühlsnormen insbesondere die Intensität, den Zeitpunkt des Eintretens dieser Gefühle sowie den richtigen Ort für diese Gefühle regulieren, werden nun auch die Personen beschrieben, denen keine sozial legitimierte Trauerrolle zusteht. Dieses Konzept wird als *disenfranchised grief* bzw. *entrechtete Trauer* bezeichnet (Doka 2002, 2007). Entrechtete Trauernde dürfen ihre Trauer nicht öffentlich ausdrücken, erhalten keine Anerkennung für den Verlust und somit keine soziale Unterstützung. Sie werden oftmals vom Sterbeprozess oder den Trauer Ritualen ausgeschlossen und müssen alleine trauern (Doka 2007, 290–292). Judith Butlers Frage nach der Betrauerbarkeit knüpft an diese Aussagen an (Butler 2009). Die Gesellschaft differenziert zwischen »Betrauerbaren« und »Nichtbetrauerbaren«. Wessen Leben gilt als wertvoll und kann betrauert werden

und um wessen Leben wird nicht getrauert? Die Anerkennung eines Verlusts setzt somit die Anerkennung des Lebens voraus (Butler 2009, 43). Doka (2007, 290–292) nennt insgesamt fünf Gründe, die zur entrechteten Trauer führen:

1. *Wenn die Beziehung zum Verstorbenen nicht anerkannt ist:* Doka macht darauf aufmerksam, dass Trauernde um Familienangehörige eine stärkere Berechtigung zu trauern erhalten, als Trauernde um FreundInnen oder ArbeitskollegInnen. Gemäß Fowlkes (1990) liegt ein Grund, weshalb Freundschaften einen geringeren ideologischen oder moralischen Wert als die Familie besitzen, darin, dass die freiwillige Entstehung einer Freundschaft weniger starke dauerhafte Verpflichtungen mit sich bringt und eher zeitbegrenzt sowie ersetzbar ist.
2. *Wenn der Verlust nicht anerkannt ist:* Es existieren zahlreiche Verluste, die stigmatisiert und nicht sozial anerkannt sind. Dies gilt zum Beispiel für eine Fehl- oder Totgeburt⁹, den Tod des/ der heimlichen Geliebten oder den Tod eines Haustiers. Nach Fowlkes (1990, 649) ist Trauer sozial reguliert, da das Recht zu trauern an die moralische Definition eines legitimen Verlustes bzw. einer intimen Beziehung gebunden ist.
3. *Wenn der/ die Trauernde selbst nicht anerkannt ist:* Junge Kinder oder psychisch behinderte Menschen werden nicht als vollwertige Trauernde wahrgenommen, da ihnen zugeschrieben wird, die Bedeutung des Todes nicht zu verstehen.
4. *Wenn die Art und Weise, die zum Tod geführt hat, nicht anerkannt ist:* Hierzu zählen spezifische Todesumstände, z. B. Suizid oder Tod aufgrund von Drogenkonsum.
5. *Wenn die Art und Weise, wie getrauert wird, nicht anerkannt ist:* Wie Hochschild ist auch Doka der Ansicht, dass die Norm vorgibt, dass Trauer unmittelbar nach dem Eintreten des Todesfalls empfunden und in einem angemessenen Maß ausgedrückt werden sollte. Zudem wird Trauernden nach einer gewissen Trauerzeit weniger Verständnis entgegengebracht, weil erwartet wird, dass die Trauer nach einer gewissen Zeit überwunden wird.

Trauernde befolgen diese ihnen auferlegten Trauernormen, um Sanktionen, Missverständnissen und Mahnungen zu entgehen und die soziale Unterstützung nicht zu verlieren. Zudem empfinden Menschen oftmals Scham, wenn sie von der Norm abweichen, welche in Frustration resultiert, wenn es ihnen nicht gelingt, ihre Gefühle unter Kontrolle zu halten (Harris 2009, 246). Weitere Gründe, Kontrolle über Trauer zu behalten, liegen in dem Wunsch begründet, Angehörige oder Mitmenschen nicht mit der Trauer zu belasten. Aus diesem Grund wird Trauer als private Angelegenheit angesehen, mit der man selbstständig umgehen und die man überwinden muss (Goodrum 2008, 434–438). Dies impliziert auch einen Wandel von der (äußeren) sozialen Kontrolle hin zu einer (inneren) Selbstregulierung der Trauer durch Gefühlsmanagement (Walter 1999, 124). Die Ergebnisse von Goodrum (2008, 429–433) belegen

9 Die Aktualität dieser Norm zeigt die Gesetzesänderung zu totgeborenen Babys (»Sternenkinder«) im Mai 2013, die zu einer erstmaligen Anerkennung von Babys unter 500 Gramm als »Mensch« führt. Dies impliziert auch eine offizielle Anerkennung als Verlust (<http://www.sueddeutsche.de/leben/gesetzesaenderung-zu-totgeborenen-babys-aus-sternenkindern-werden-menschen-1.1673222>, 17.5.2013).

zudem, dass sich die meisten Trauernden jedoch erhoffen, dass sie über ihre Trauer sprechen dürfen, dass sie die Unterstützung der Mitmenschen erhalten und ihnen Zeit und Raum für ihre Trauer zugestanden wird.

Die zuvor beschriebenen spezifischen Regeln für »richtiges« Trauern (Hochschild 2006, Doka 2007) werden primär an dem psychologischen Modell der *normalen Trauer* ausgerichtet. Die Normalisierung der Trauerreaktion wird auf die psychoanalytischen Theorien im 20. Jahrhundert, insbesondere Freud (1917) und Lindemann (1944) zurückgeführt. Die dichotomen Konzepte der »normalen« und »pathologischen« Trauer prägen den medizinisch-psychiatrischen Diskurs. Normale Trauer korrespondiert mit dem Phasenmodell der Trauer, das sich trotz Kritik an den rigiden und statischen Annahmen (z. B. Parkes/ Prigerson 2011, 7) weiterhin im psychologischen Diskurs hält. Kast (2011, 60–90) unterscheidet beispielsweise zwischen vier Phasen, die nach einem Verlust erlebt werden: 1. »Phase des Nicht-wahrhaben-Wollens«, 2. »Phase der aufbrechenden Emotionen«, 3. »Phase des Suchens und Sich-Trennens« und 4. »Phase des neuen Selbst- und Weltbezugs«. Phasenmodelle beinhalten die Idee des Fortschritts und verstehen Trauer als einen kurzfristigen Prozess (Foote/ Frank 1999, 164). Es wird ein linearer Ablauf der Trauerreaktion postuliert, der von einem akuten Stadium der Trauer bis hin zu einem Aspekt der Vergangenheit reicht (Foote/ Frank 1999, 172). Das Mittel hierzu bildet die *Trauerarbeit* (Lindemann 1944). Als Metapher verstanden impliziert sie eine temporäre Trauerrolle, einen fortschreitenden und zeitlich begrenzten Trauerprozess, der sich mit dem Ausspruch »Die Zeit heilt alle Wunden« am besten verdeutlichen lässt (Foote/ Frank 1999). Ohne auf die historische Genese der Konstruktion von pathologischer Trauer innerhalb der Psychiatrie genauer einzugehen – hier sei auf Granek (2010) verwiesen –, beziehen sich »falsche« Trauerreaktionen auf Abweichungen von den normativen Phasenverläufen, insbesondere wenn die letzte Phase der Ablösung von den Verstorbenen nicht erreicht wird (Howarth 2007, 193). So enthalten die psychologischen Konzepte wie z. B. chronische Trauer, gehemmte Trauer oder verspätete Trauer implizite Gefühlsnormen über Dauer und Intensität der Trauer (Charmaz/ Milligan 2006).

4. Gesellschaftlicher Rahmen

Worin besteht das gesellschaftliche Interesse an der Regulierung von Trauer? In welchen gesellschaftlichen Rahmen sind die Gefühlsnormen eingebettet? Zur Erklärung wird auf das »moderne Paradigma« (Granek 2010, 48, Stroebe et al. 1992) sowie die kapitalistisch-ökonomische Struktur (Harris 2009) und die damit verbundenen sozialen und kulturellen Werte verwiesen. Kennzeichen sind Produktivität, Wettbewerb, Konsum sowie Funktionalität, Effizienz und Rationalität. In dieser Perspektive erscheint Trauer als ein Symbol für Verletzlichkeit, Schwäche und intensive Emotionalität und steht diesen Werten diametral gegenüber (Harris 2009, 247, Granek 2010, 48). Walter (1999, 110) führt ergänzend Werte wie Zukunftsorientierung oder Fortschritts-glaube an, die als Grundlage der psychologischen Stufenmodelle betrachtet werden und als normatives Ziel das *recovery* festlegen. Das Gefühl der Trauer ist zudem mit

einem Stillstand des Alltagslebens assoziiert. Trauer ist eine unberechenbare, mächtige Emotion, »undisciplined, risky and wild« (Foote/ Frank 1999, 170), die zu einer Erschütterung des bisherigen Lebens, von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, führt.

»(...) Trauer stellt eine schwierige Emotion für diejenigen dar, die sie fühlen, zum Ausdruck bringen oder ihrer Zeuge werden. Das Empfinden von Trauer bringt unsere innere Ordnung durcheinander, das Zeigen von Trauer stört die soziale Ordnung und das Miterleben von Trauer beeinträchtigt oftmals soziale Interaktion« (Goodrum 2008, 429).¹⁰

Nicht nur Traurigkeit, sondern auch Wut und Zorn, die als sozial nicht akzeptierte Emotionen gelten (Ironsides 1996), können Bestandteile der komplexen Emotion Trauer sein. Der Tod eines signifikanten Anderen stellt eine extreme Form von Kontrollverlust über das eigene Leben dar (Harris 2009, 248). Trauernde können ihre Rolle in der Gesellschaft nicht mehr wie gewohnt ausführen, da sie in ihrer Funktionalität und Produktivität eingeschränkt sind:

»Das Ziel ist es, Menschen in einer zeit- und kostensparenden Art und Weise wieder funktionsfähig zu machen und sie zurück an die Arbeit zu bringen« (Granek 2010, 48).¹¹

Deshalb wird den Trauernden nur für eine kurze Zeit zugestanden, aus den gesellschaftlich erwarteten Rollen auszusteiern. Deutlich werden diese Werte auch in den Reaktionen der Mitmenschen: Trauernde erhalten am häufigsten Ratschläge, sich von ihrer Trauer abzulenken, um Kontrolle über ihre Verletzlichkeit und Emotionalität zu erlangen und wieder im Alltag funktionieren zu können (Harris 2009, 247–248).

Darüber hinausgehend finden wir eine Diskussion um »postmoderne« Werte wie Wahlfreiheit, Diversität und Selbstbestimmung im Erleben und im Umgang mit Trauer, die mit den zuvor beschriebenen modernen Werten wie Rationalität und Effizienz kontrastiert werden (Walter 1999, 2007). Hierzu gehören auch die Annahmen von Flexibilität und Kreativität der Trauer (Winkel 2001, 68). Walter (2007) verweist beispielsweise auf neue Kommunikationsformen wie Selbsthilfegruppen oder Internetforen für Trauernde. Personen, die ähnliche Erlebnisse und Gefühle erleben, solidarisieren sich. Oftmals wenden sich diese Gruppen gegen das medizinische Modell, welches vorschreibt, dass Trauer abgeschlossen werden muss (Walter 2007, 128–131). Auch wird die Trauer durch Massenmedien in die Öffentlichkeit verlegt. Dramatische Ereignisse wie die zahlreichen Todesopfer des 9/ 11 oder Todesfälle von Prominenten werden in der globalen Gemeinschaft diskutiert (Walter 1999). Zudem gibt es mediale Inszenierungen von Abschiedsfeiern und kollektive Trauer für Prominente (z. B. Diana, Princess of Wales). Eine »neue« Öffentlichkeit der Trauer entsteht ebenfalls durch sogenannte Web Memorials bzw. virtuelle Friedhöfe, die Gedenken an Verstorbene im Internet ermöglichen und einen sozialen Ausdruck für Trauer bieten, der zugleich

10 Englischer Originalwortlaut: »(...) grief represents a difficult emotion for those feeling, expressing, and witnessing it. Feeling grief disrupts our internal order, expressing grief disrupts the social order, and witnessing grief often disrupts social interaction« (Goodrum 2008, 429).

11 Englischer Originalwortlaut: »The goal is to get people functioning and back to work in a timely and cost efficient manner« (Granek 2010, 48).

privat und öffentlich ist (Geser 1998). Das alternative Trauermodell *continuing bonds* entwickelte sich Mitte der 1990er-Jahre zeitgleich in der psychologischen und soziologischen Forschung (Klass et al. 1996, Walter 1996, Klass/ Walter 2007). Dieser Ansatz grenzt sich von der Einseitigkeit des dominanten medizinischen Diskurses ab, der eine Loslösung von alten Beziehungen und *recovery*, d. h. die Trennung von den Toten und Bewältigung des Schmerzes als therapeutische Ziele setzt. Im Vordergrund stehen die andauernde und fortlaufende Präsenz der Verstorbenen im Leben der Hinterbliebenen und die aktive Weiterführung der Beziehung (Walter 1996). Diese Aspekte sind ebenfalls Grundlage der aktuellen Ratgeberliteratur (z. B. Worden 2011, Kachler 2011).

Diese Einschätzungen und gesellschaftlichen Tatsachen implizieren somit auch Zweifel an der Existenz der normativen Regulierung von Trauer im 21. Jahrhundert (Walter 1999, 141, Sörries 2012, 27). So wird Trauer stärker als persönliche Wahl wahrgenommen. Vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen, wie der neuen Version des *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM-5) muss diese Annahme jedoch kritisch betrachtet werden. In der Fassung des DSM-5 ist der Tod von Nahestehenden beispielsweise nicht mehr als Ausschlusskriterium für eine *major depression* vorgesehen. In den ersten zwei Monaten nach dem Todesfall kann nun erstmals eine Depression diagnostiziert werden. Trauer kann somit direkt als psychische Erkrankung definiert und pharmakologisch behandelt werden. Darüber hinaus wird erstmals die »komplizierte Trauer« im DSM-5 aufgenommen, deren Symptome sich als Abweichungen vom Modell der normalen Trauer darstellen.¹² Als weiteres Indiz kann der Trend zur Medikalisierung und Psychiatrierung von Emotionen oder Verhaltensweisen wie Traurigkeit (Horwitz/ Wakefield 2007) oder Schüchternheit (Lane 2007) angeführt werden. Diese Entwicklungen fügen sich in das Bild einer »Therapiegesellschaft« (Illouz 2009) mit dem Ziel des Strebens nach Selbstoptimierung, wie zahlreiche Ratgeberliteratur über Erfolg, Schönheit und Glück offenbart.¹³ Werte wie Perfektion oder Zielerreichung stehen hier im Vordergrund und vermitteln das Idealbild eines Menschen ohne Schwächen, der sich stets in allen Bereichen der Lebensführung verbessern kann. Vor diesem normativen Hintergrund, so muss vermutet werden, wird Trauer als Zeichen von Schwäche und Verletzbarkeit angesehen. Die heutige Gesellschaft befindet sich somit in einem ambivalenten Zustand zwischen einer normativen Regulierung von Trauer auf der Grundlage spezifischer Regeln im Hinblick auf Intensität oder Dauer und dem zunehmenden Anspruch auf das »Recht auf die eigene Trauer« (Schaffer 2009). Der Hinweis auf »neue« Formen der Öffentlichkeit ändert jedoch nichts daran, dass Trauer nach wie vor als eine private Emotion gilt. Eine Beurteilung der Öffentlichkeit von Trauer kann nur in historischer Perspektive erfolgen, die die spezifische Qualität der öffentlichen Trauer in anderen Epochen demonstriert. Der Verlust von Ritualen, sozialen Verhaltensregeln und dem verbindlichen öffentlichen Ausdruck von Trauer bedeutet nicht automatisch eine »Freiheit« im Umgang mit der

12 <http://www.dsm5.org/ProposedRevision/Pages/proposedrevision.aspx?rid=577>, 25. 11. 2012 und <http://www.sueddeutsche.de/gesundheit/neuer-diagnosekatalog-dsm-gesund-oder-psychisch-krank-1.1676865>, 21. 5. 2013.

13 <http://www.3sat.de/page/?source=/scobel/134855/index.html>, 17. 5. 2013.

Trauer (Winkel 2001, 72). Kennzeichnend sind vielmehr neue soziale Konventionen der Kontrolle und Regulierung der Trauer (ebd., 73), wie sie in den zuvor beschriebenen Konzepten von Hochschild (2006) und Doka (2007) beschrieben wurden.

5. Ergebnisse der Online-Studie

Die Grundlage der empirischen Analyse bildet eine explorative Studie über Trauerverhalten und Trauernormen im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes an der Universität Zürich. Als Methode wurde eine Online-Befragung in der (deutschsprachigen) Schweiz und Deutschland gewählt. Die Soziologie stützt ihre bisherige Analyse der Trauer primär auf einzelne qualitative Studien (Goodrum 2008, Hochschild 2006, Winkel 2002) und sozialhistorische Analysen über die Entwicklung und die Trauerkultur in einzelnen Epochen (z. B. Taylor 1983, Sörries 2012, Jalland 2010). In Erweiterung der bisherigen Forschung führten wir im Frühjahr 2013 eine quantitative Befragung u. a. über die Kommunikation von Trauergefühlen mit Familie und Freunden oder die Kontrolle der Trauer durch. Der Online-Fragebogen wurde über Mailinglisten und in Sozialen Netzwerken veröffentlicht. Die Ergebnisse basieren auf einer nicht repräsentativen Stichprobe (n = 335). Dennoch versprechen die deskriptiven Befunde wichtige Erkenntnisse über die aktuellen Gefühlsnormen und geben Einblick in die individuellen Erfahrungen im Erleben der Trauer. Insgesamt nahmen 28,2 Prozent Männer und 71,8 Prozent Frauen an der Befragung teil. Der niedrige Männeranteil spiegelt auch geschlechtsspezifische Gefühls- und Expressionsnormen wider, da Trauer als eine »weibliche« Emotion betrachtet wird (Brody 1997). 61,6 Prozent der Befragten kommen aus Deutschland, 35,1 Prozent aus der Schweiz, 3,3 Prozent aus anderen Ländern (u. a. Österreich). Das Durchschnittsalter liegt bei 35 Jahren.

Der Fragebogen richtete sich an Personen, die einen Todesfall erlebt haben. Hierzu gehören u. a. in 31,9 Prozent der Fälle Großeltern, ein Elternteil (29,9 Prozent), FreundInnen (8,5 Prozent), Onkel oder Tante (5,1 Prozent), Kind (4 Prozent), PartnerIn (3,7 Prozent), Bekannte (4 Prozent) und Geschwister (3,4 Prozent). 84,8 Prozent haben sehr starke bzw. starke Trauer nach diesem Todesfall empfunden. Es zeigt sich auch ein sehr hoher Anteil von 88,5 Prozent der Befragten, die an der Beerdigung bzw. Abschiedsfeier teilgenommen haben, sei es aus persönlichem Anliegen (91,1 Prozent), Verpflichtung gegenüber den Verstorbenen (36,4 Prozent) oder Verpflichtung gegenüber den Trauernden (26,6 Prozent).¹⁴ In den Antworten auf die offene Frage nach den »anderen Gründen« für die Teilnahme an der Beerdigung/ Abschiedsfeier spiegelt sich auch der soziale Druck zur Teilnahme wider (»Es ist gesellschaftlich gefordert« oder »im Dorf verlangt«), während für andere die individuelle Gestaltung, persönliche Abschiednahme und gemeinsame Erinnerung als wichtige Faktoren im Trauerprozess erachtet werden, wie die folgende Aussage verdeutlicht: »Im Gottesdienst gab es Raum für die persönlichen Trauer-Gefühle; mit einem hilfreichen Ritual konnte ich bzw. wir den Gefühlen Ausdruck geben.« Insgesamt wurden die Rituale im Rahmen der

14 Mehrfachantworten waren möglich.

Abschiedsfeier als hilfreich bewertet (Mittelwert 5,9 auf einer Skala von 1–10, 1 = hat nicht geholfen, 10 = hat sehr geholfen). Von denjenigen Personen, welche sich gegen eine Teilnahme entschieden, führten 43,6 Prozent an, dass sie verhindert waren (z. B. aus zeitlichen oder geografischen Gründen) und daher nicht teilnehmen konnten. Lediglich 10,3 Prozent geben an, dass sie nicht teilnehmen wollten. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Beerdigung bzw. Abschiedsfeier als sinnvoll für die eigene und gemeinschaftliche Trauer empfunden wird.

In Bezug auf Hochschilds Konzept der Gefühlsnormen standen folgende Themen im Vordergrund: a) das Gefühl, mehr Trauer zu empfinden, b) die Kontrolle der Trauer und ihre Gründe, c) Kommunikationsverhalten und -schwierigkeiten und d) die zeitbegrenzte Trauernorm. Trauernormen werden zum einen über Fragen nach den Erwartungen des sozialen Umfeldes bzw. dem äußeren Druck erfasst; zum anderen spiegeln sie sich auch in den Ansichten und Einstellungen der Befragten wider, da Werte und Normen verinnerlicht wurden. 28,8 Prozent der Befragten geben an, dass sie das Gefühl hatten, dass sie innerlich mehr Trauer empfinden sollten. Für die Mehrheit der Befragten (68,5 Prozent) trifft dies nicht zu, 2,7 Prozent konnten hierüber keine Auskunft geben. Damit lässt sich für knapp ein Drittel der Befragten eine Diskrepanz zwischen dem, was man fühlt und dem, was man fühlen sollte, feststellen. Gefragt nach dem Umgang mit der Trauer bei der Beerdigung/ Abschiedsfeier zeigt sich, dass 13 Prozent ihre empfundene Trauer vollkommen öffentlich zeigen wollten. Den höchsten Anteil verzeichnet jedoch eine Mischform zwischen Öffentlichkeit und Privatheit: 68,2 Prozent wollten ihre Trauer bis zu einem gewissen Grad öffentlich zeigen bzw. bis zu einem gewissen Grad verbergen. 12,4 Prozent gaben an, ihre Trauer voll und ganz zu verbergen, 6,4 Prozent entschieden sich für die »weiß-nicht«-Kategorie. Die Befunde stimmen mit der ethnografischen Studie von Hockey (1993) überein, die die Kontrolle der Trauergefühle bei einer Beerdigung bestätigt. Das Erleben von Trauer wird als intime Emotion beschrieben, die nur mit Nahestehenden geteilt werden kann. Die Intensität der Gefühle, zu der auch Wut gehört, kann nicht öffentlich gezeigt werden; starke und spontane Gefühle müssen zurückgehalten und kontrolliert werden (Ironsides 1996).

»Trauer ist bei mir ein starkes inneres Gefühl, das ich nur mit engen Vertrauten (z. B. meiner Frau) teilen will.«

»Ich hatte das Gefühl, dass mir vor Trauer eher nach Schreien zumute war – sie war meine längste Freundin und hatte erst ein Jahr zuvor geheiratet – aber das ›macht man‹ nun mal in Deutschland nicht.«

»Hatte Sorge, wenn ich mich unkontrolliert der Trauer überlasse, abzustürzen.«

Andere Motive liegen vor allem im Schutz vor Öffentlichkeit und Neugier der Mitmenschen begründet.

»Ich habe die Neugier der anderen Trauergäste (Nachbarn und Bekannte), wie sehr mich der Tod trifft, unangenehm empfunden und wollte deswegen nicht so viel von mir zeigen.«

Entgegen der Theorie von Hochschild geben 65,7 Prozent an, den sozialen Druck, ihre Trauer unter Kontrolle halten zu müssen, nicht verspürt zu haben. Knapp ein Drittel der Befragten (29 Prozent) verspürte hingegen den Druck, ihre Trauer kontrollieren zu müssen. Betrachtet man jedoch das tatsächliche Verhalten nach dem Todesfall der nahestehenden Person, so geben 53,5 Prozent an, ihre Trauer kontrolliert zu haben. Dies entspricht der Gefühlsarbeit im Sinne Hochschilds (2006). Das Ergebnis muss jedoch differenzierter betrachtet werden. Wir stützen uns dabei auf die Gründe der Befragten, ihre Trauer unter Kontrolle zu halten. In diesen Gründen lässt sich das Wirken der sozialen Normen erkennen (vgl. Tab. 1).

Tabelle 1: Gründe für Kontrolle der Trauer (Anteile in Prozent)

Ich wollte für die anderen Anwesenden keine zusätzliche Belastung sein.	48,4
Ich fühlte mich wohler, meine Trauer für mich zu behalten.	50,3
Ich wollte gegenüber den anderen Anwesenden stark erscheinen.	31,4
Ich würde mich für meine Tränen schämen bzw. mich unwohl fühlen.	19,5
Ich finde, dass Trauer im Privaten und nicht in der Öffentlichkeit abgehalten werden sollte.	22,6
Sonstige Gründe	15,7

n=335, Mehrfachantworten möglich

Quelle: Online-Studie Trauerverhalten, eigene Berechnung

Das stärkste Motiv ist die Angst, eine Belastung für andere zu sein. So geben 48,4 Prozent an, für die anderen Anwesenden keine zusätzliche Belastung darstellen zu wollen. Diese Resultate werden durch die qualitative Studie von Goodrum (2008) unterstützt. 50,3 Prozent der Befragten fühlen sich wohler, wenn sie ihre Trauer für sich behalten. 31,4 Prozent geben an, gegenüber den anderen Anwesenden stark erscheinen zu wollen, indem sie ihre Trauer kontrollieren, und 19,5 Prozent schämen sich ihrer Tränen. 22,6 Prozent nehmen die Öffentlichkeit nicht als einen Trauerort wahr. Doch woher kommt der Wunsch, stark erscheinen zu wollen, die Gefühle unter Kontrolle zu haben und nicht in Tränen auszubrechen? Weshalb wird die Öffentlichkeit nicht als Trauerort wahrgenommen? Warum haben die Trauernden Angst, bei zu starkem Trauerausdruck eine Belastung darzustellen? Diese Fragen lassen sich durch die verinnerlichten Trauernormen sowie bewussten oder unbewussten sozialen Erwartungen erklären, die gesellschaftliche Werte wie Funktionalität reflektieren. Dies hat zur Folge, dass die Individuen ihre Gefühle kontrollieren und vermehrt im Privaten trauern. Zudem ist es 57 Prozent der Befragten allgemein unangenehm, vor anderen zu weinen. Unterstützung dieser Annahmen gibt die Analyse der offenen Antworten, die die Funktionalitätsnorm – insbesondere im Kontext der Organisation und Administration der Beerdigung/ Abschiedsfeier – in den Vordergrund stellen.

»Ich musste viel zur Vorbereitung übernehmen und wollte funktionieren.«

»Der Alltag verlangt es, die Trauer unter Kontrolle zu halten. Wie soll man sonst im Schulunterricht oder auf der Arbeit bestehen?«

Darüber hinaus zeigt sich, dass nicht nur die Angst, eine Belastung für andere zu sein, vorherrschend ist, sondern dass auch die aktive Unterstützung von anderen Familienmitgliedern, Eltern oder Kindern zur Kontrolle der eigenen Gefühle führt.

Betrachtet man das Kommunikationsverhalten nach dem Tod, so hatten 63,2 Prozent der Befragten das Bedürfnis, mit anderen über ihre Trauer zu sprechen. Unter denjenigen Personen, welche über ihre Trauer gesprochen haben, haben die allermeisten das Gespräch mit der eigenen Familie gesucht (75,8 Prozent), gefolgt von den FreundInnen (68,6 Prozent) und PartnerIn (52,3 Prozent). Zudem hat ein Viertel mit Bekannten (aus Freizeit und anderen Lebensbereichen) über die Trauer gesprochen (24,8 Prozent). Knapp zwei Drittel (62,8 Prozent) der Befragten konnten mit allen Personen über die Trauer sprechen, bei denen es ihnen ein Bedürfnis war. 13 Prozent hätten sich jedoch gewünscht, mit der eigenen Familie über die Trauer sprechen zu können, 9,3 Prozent mit den eigenen FreundInnen und 8,6 Prozent mit dem eigenen Partner/ der eigenen Partnerin. Spannend ist es nun, die Gründe zu betrachten, weshalb die Trauernden nicht mit allen Menschen über ihre Trauer sprechen konnten, bei denen es ihnen wichtig gewesen wäre. So nennt Walter (1996) beispielsweise Faktoren wie die geografische Distanz zwischen Familienmitgliedern, den Verlust von religiösen Ritualen oder das unterschiedliche Trauerverhalten innerhalb einer Familie, welche die Kommunikation zwischen Trauernden erschweren. Diese Gründe verdeutlichen die Schwierigkeit, das Thema Trauer anzusprechen und die Angst, eine Belastung für andere zu sein (vgl. Tab. 2).

Tabelle 2: Gründe für die Schwierigkeit, mit anderen über Trauer zu sprechen (Anteile in Prozent)

Diese Person/en war/en nicht verfügbar.	28,4
Ich wollte diese Person/en nicht belasten.	42,2
Ich hätte zwar gerne mit dieser/ diesen Person/en über meine Trauer gesprochen, habe mich aber nicht getraut.	21,6
Ich hätte zwar gerne mit dieser/ diesen Person/en über meine Trauer gesprochen, dachte aber, es sei nicht angemessen.	19,0
Ich bin der Ansicht, dass jeder mit der Trauer selbst fertig werden muss.	2,6
Diese Person/en hat/ haben sich nicht über meine Trauer erkundigt.	31,9
Es fehlte der richtige Zeitpunkt, um darüber zu sprechen.	25,0
Sonstige Gründe	23,3

n=116, Mehrfachantworten möglich

Quelle: Online-Studie Trauerverhalten, eigene Berechnung

Der überwiegende Anteil (42,2 Prozent) wollte diese Personen nicht mit ihrer Trauer belasten. Viele (31,9 Prozent) geben auch an, dass sich diese Personen nicht über die Trauer erkundigt haben und sie sich nicht getraut haben, über ihre Trauer zu sprechen (21,6 Prozent). Die offenen Angaben der »sonstigen Gründe« vertiefen den Befund der Kommunikationsschwierigkeiten mit Nahestehenden, Familie und FreundInnen, zum Beispiel »unsensible Reaktionen der Freundinnen, abrupter Themenwechsel zu Urlaub u. ä.«

»Meine Eltern waren zwar geschockt, aber das wichtigste war ihnen, dass ich funktioniere. Meine Gefühle waren ihnen nicht besonders wichtig und sie wollten sie auch nicht hören.«

»Es war nicht genug. Beispielsweise habe ich zwar mit meinem Partner gesprochen, sah aber immer, dass es ihm unangenehm war und zog mich wieder zurück, bzw. er gab mir deutlich zu verstehen, dass er es nicht will.«

Die Ergebnisse lassen zudem auch auf eine hohe Unsicherheit im sozialen Umgang mit Trauernden schließen. So fühlen sich 48,3 Prozent der Befragten (selbst) unsicher im Umgang mit Trauernden und es werden Schwierigkeiten geäußert, die »richtigen Worte« zu finden – sei es gegenüber nahe stehenden (54,6 Prozent) oder weniger nahe stehenden Menschen (58,8 Prozent). Diese Befunde belegen, dass Trauer auch heute noch ein schwieriges Thema darstellt und selbst in der Familie sowie im Freundeskreis Barrieren bestehen, welche Trauernde zurückhalten, über ihre Trauer zu sprechen. Ebenfalls hat Goodrum (2008) herausgefunden, dass Trauernde oft zu wenig Unterstützung von anderen erhalten. Trauernde berichten, dass ihr Umfeld oftmals nicht weiß, wie mit dem Thema umzugehen sei, was darin resultiert, dass das Thema gemieden wird oder funktionale Ratschläge gegeben werden.

Abschließend soll die *zeitbegrenzte Trauernorm* genauer betrachtet werden (Walter 1999, Hochschild 2006). Die Beziehung zu den Verstorbenen wird von der Mehrheit der Befragten als eng bezeichnet. Für das Modell der *continuing bonds* von Walter (1996) spricht das Ergebnis, dass 66,3 Prozent der Befragten angeben, sich nach dem Tod der verstorbenen Person noch immer eng (43,4 Prozent) bzw. sehr eng (22,1 Prozent) mit dieser Person verbunden zu fühlen. Die Ergebnisse zeigen aber auch, dass insgesamt 26,4 Prozent der Befragten das Gefühl hatten, das Umfeld erwarte von ihnen, dass sie ihren geregelten Alltag nach dem Todesfall möglichst rasch wieder aufnehmen. 65,3 Prozent verspüren diesen Druck nicht. Die Mehrheit der Befragten (64,5 Prozent) ist jedoch selbst der Ansicht, dass eine rasche Rückkehr in den geregelten Alltag bei der Trauerbewältigung hilft. Diese Strategie, sich von seiner Trauer mit der Rückkehr in den Alltag abzulenken, wird von Walter (1999, 147–148) als *abgelenkte Trauernorm* (*distracted grief*) erfasst. Zudem sind 40,6 Prozent der Meinung, dass Personen, die lange trauern, eine Belastung für nahe Familienmitglieder bzw. FreundInnen (43,4 Prozent) sind. Diese Ergebnisse deuten darauf hin, dass von diesen Trauernden erwartet wird, dass sie ihre Trauer nach einer gewissen Zeit überwunden haben.

6. Fazit

Ziel des Beitrags ist die Bewusstmachung von Trauernormen, den Regeln für »richtiges« Trauern, die oftmals nur implizit anerkannt und bekannt sind (Harris 2009, 244). Erst dann ist eine kritische Reflexion der Konsequenzen für die Hinterbliebenen möglich. Dies verweist auf die Rolle der Gesellschaft für die soziale Anerkennung der Trauer und als Unterstützung für Trauernde. Die historische Perspektive der Trauer demonstriert dabei die Verlagerung von Verhaltensnormen hin zu Gefühlsnormen, die vor dem Hintergrund von gesellschaftlichen Werten wie beispielsweise Funktionalität und Rationalität versteh- und erklärbar werden. Emotionen sind stets in einen sozialen Kontext eingebettet. Trauer ist nicht nur ein individuelles Gefühl, sondern ist von sozialen Erwartungen und Verpflichtungen beeinflusst (Charmaz/ Milligan 2006). Zeitgenössische Diagnosen, die eine Normierung der Trauer bezweifeln und die Freiheit feststellen, »zu trauern, wie man möchte« (Sörries 2012, 27), müssen vor diesem Hintergrund kritisch hinterfragt werden. Trotz der Datenrestriktionen geben die empirischen Befunde Hinweise auf die Bedeutung von Abschiedsritualen und lassen auf Gefühlsnormen und Gefühlsmanagement im Sinne Hochschilds schließen. Der hohe Anteil von knapp 90 Prozent der Befragten, die an der Beerdigung/ Abschiedsfeier teilgenommen haben, deutet auf die Wichtigkeit dieses einzigen, in der heutigen Gesellschaft existierenden, religiösen oder säkularen Trauerituals für Hinterbliebene in der unmittelbaren Zeit nach dem Todesfall hin. So betont Walter (1994) die Wichtigkeit von Ritualen und Zeremonien, da sie handlungsanleitend sind und Orientierung für die Hinterbliebenen bieten. Das Konzept der Gefühlsnormen (Hochschild 2006) zeigt sich im Anteil der Personen, die angeben, dass sie mehr Trauer hätten empfinden sollen, und im Anteil der Befragten, die ihre Trauer kontrollierten und damit Gefühlsarbeit leisteten. Als stärkstes Motiv kristallisiert sich die Sorge, eine Belastung für andere zu sein, heraus. Dies stellt den wichtigsten Grund sowohl für die Kontrolle der eigenen Trauer als auch für die Schwierigkeit dar, mit anderen über die Trauer zu sprechen. Die Befunde geben auch Hinweise auf eine hohe Unsicherheit im Umgang mit Trauernden, Probleme, die »richtigen Worte« zu finden oder Unbehagen, vor anderen zu weinen. Diese Faktoren können ebenfalls als Erklärungen für Schwierigkeiten der Kommunikation über Trauer herangezogen werden. In den Antworten der Befragten spiegelt sich zudem die Funktionalitätsnorm wider, die soziale Erwartung, zu »funktionieren«, den Alltag zu bewältigen und den Trauerprozess abzuschließen. Gleichzeitig lässt sich für die Mehrheit der Befragten eine nach wie vor starke emotionale Bindung und enge Beziehung mit den Verstorbenen feststellen – ein Hinweis auf das *continuing bonds*-Modell (Walter 1996). Die emotionale Bindung zu Lebzeiten wird durch den Tod nicht zerstört.

Bereits Gorer (1965) hat auf die Scham vor dem öffentlichen Ausdruck der Trauer, die Vermeidung des Themas vor anderen, Kommunikationsschwierigkeiten und die Kontrolle der Trauergefühle hingewiesen. Diese Themen sind im 21. Jahrhundert nach wie vor aktuell und entsprechen der Alltagswirklichkeit für viele Trauernde, wie unsere Ergebnisse darlegen. An dieser Stelle wären jedoch weiterführende und vertiefende empirische Studien wünschenswert, die die soziale Regulierung der persönlichsten

aller menschlichen Erfahrungen, die Trauer nach dem Tod von Nahestehenden, kritisch reflektieren.

Literatur

- Ariès, Philippe (1980) *Geschichte des Todes*. München/ Wien.
- Brody, Leslie R. (1997) *Gender and Emotion. Beyond Stereotypes*. In: Journal of Social Issues, Nr. 2, 369–394.
- Butler, Judith (2009) *Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen*. Frankfurt a. M./ New York.
- Charmaz, Kathy (1997) *Grief and Loss of Self*. In: Charmaz, Kathy et al. (eds.) *The Unknown Country. Experiences of Death in Australia, Britain, and the USA*. New York, 229–241.
- Charmaz, Kathy/ Milligan, Melinda J. (2006) *Grief*. In: Stets, Jan E./ Turner, Jonathan H. (eds.) *Handbook of the Sociology of Emotions*. New York, 516–538.
- Doka, Kenneth J. (ed.) (2002) *Disenfranchised Grief*. Champaign.
- Doka, Kenneth J. (2007) *Living With Grief: Before and After the Death*. Washington.
- Feldmann, Klaus (2010a) *Soziologie*. In: Wittwer, Héctor u. a. (Hg.) *Sterben und Tod. Geschichte – Theorie – Ethik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/ Weimar, 62–74.
- Feldmann, Klaus (2010b) *Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick*. Wiesbaden.
- Fischer, Norbert (2001) *Geschichte des Todes in der Neuzeit*. Erfurt.
- Foote, Catherine E./ Frank, Arthur W. (1999) *Foucault and Therapy: The Discipline of Grief*. In: Chambon, Adrienne S. et al. (eds.) *Reading Foucault for Social Work*. New York, 157–187.
- Fowlkes, Martha R. (1990) *The Social Regulation of Grief*. In: Sociological Forum, Nr. 5, 635–652.
- Freud, Sigmund (1917) *Mourning and Melancholia*. In: *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud, Volume XIV (1914–1916). On the History of the Psycho-Analytic Movement, Papers on Metapsychology and Other Works*. London, 237–258.
- Geser, Hans (1998) *Yours Virtually Forever. Sociology in Switzerland: Toward Cybersociety and Vireal Social Relations*, verfügbar unter: http://socio.ch/intcom/t_hgesero7.htm, 18. 5. 2013.
- Goodrum, Sarah (2008) *When the Management of Grief Becomes Everyday Life: The Aftermath of Murder*. In: Symbolic Interaction, Nr. 4, 422–442.
- Gorer, Geoffrey (1965) *Death, Grief and Mourning in Contemporary Britain*. London.
- Granek, Leeat (2010) *Grief as Pathology. The Evolution of Grief Theory in Psychology from Freud to the Present*. In: *History of Psychology*, Nr. 1, 46–73.
- Hahn, Alois (1968) *Einstellungen zum Tod und ihre soziale Bedingtheit. Eine soziologische Untersuchung*. Stuttgart.
- Harris, Darcy (2009) *Oppression of the Bereaved: A Critical Analysis of Grief in Western Society*. In: Omega. Journal of Death & Dying, Nr. 3, 241–253.
- Hochschild, Arlie R. (1979) *Emotion Work, Feeling Rules and Social Structure*. In: *American Journal of Sociology*, Nr. 3, 551–575.
- Hochschild, Arlie R. (2006) *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt a. M.
- Hockey, Jenny (1993) *The Acceptable Face of Human Grieving? The Clergy's Role in Managing Emotional Expression During Funerals*. In: Clark, David (ed.) *The Sociology of Death. Theory, Culture, Practice*. Oxford, 129–148.
- Horwitz, Allan V./ Wakefield, Jerome C. (2007) *The Loss of Sadness. How Psychiatry Transformed Normal Sorrow into Depressive Disorder*. Oxford.
- Howarth, Glennys (2007) *Death and Dying. A Sociological Introduction*. Cambridge.
- Illouz, Eva (2009) *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt a. M.
- Inronside, Virginia (1996) *You'll get over it. The Rage of Bereavement*. London.
- Jakoby, Nina (2012a) *Grief as a Social Emotion. Theoretical Perspectives*. In: *Death Studies*, Nr. 8, 679–711.
- Jakoby, Nina (2012b) *Trauer als Forschungsgegenstand der Emotionssoziologie*. In: Schnabel, Annette/ Schützeichel, Rainer (HgInnen) *Emotionen, Sozialstruktur, Moderne. Zum Stand der Emotionssoziologie*. Wiesbaden, 407–424.

- Jalland, Pat (1996) *Death in the Victorian Family*. Oxford.
- Jalland, Pat (2010) *Death in War and Peace. Loss and Grief in England 1914–1970*. Oxford.
- Kachler, Roland (2011) *Meine Trauer wird dich finden. Ein neuer Ansatz in der Trauerarbeit*. Freiburg i. B.
- Kast, Verena (2011) *Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses*. Freiburg i. B.
- Klass, Dennis et al. (eds.) (1996) *Continuing Bonds. New Understandings of Grief*. Washington.
- Klass, Dennis/ Walter, Tony (2007) *Processes of Grief: How Bonds are Continued*. In: Stroebe, Margaret S. et al. (eds.) *Handbook of Bereavement Research. Consequences, Coping, and Care*. Washington, 431–448.
- Lane, Christopher (2007) *Shyness. How Normal Behavior Became a Sickness*. New Haven.
- Lindemann, Erich (1944) *Symptomatology and Management of Acute Grief*. In: *American Journal of Psychiatry*, Vol. 101, 141–148.
- Parkes, Colin M./ Prigerson, Holly G. (2011) *Bereavement. Studies of Grief in Adult Life*. London.
- Rosenblatt, Paul C. et al. (1976) *Grief and Mourning in Cross-Cultural Perspective*. New Haven.
- Rosenblatt, Paul C. (1983) *Bitter, Bitter Tears: Nineteenth-Century Diarists and Twentieth-Century Grief Theories*. Minneapolis.
- Ruberg, Willemijn (2008) *Outer Display and Inner Insincerity: The Functions of Mourning Dress in the Nineteenth-Century Netherlands*. In: *Nineteenth-Century Contexts*, Nr. 3, 247–260.
- Schaffer, Ulrich (2009) *Grundrechte: Ein Manifest*. Freiburg i. B.
- Sörries, Reiner (2012) *Herzliches Beileid. Eine Kulturgeschichte der Trauer*. Darmstadt.
- Stearns, Peter N. (1994) *American Cool. Constructing a Twentieth-Century Emotional Style*. New York/ London.
- Stroebe, Margaret S. et al. (1992) *Broken Hearts or Broken Bonds: Love and Death in Historical Perspective*. In: *American Psychologist*, Nr. 10, 1205–1212.
- Stubbe, Hannes (1985) *Formen der Trauer. Eine kulturanthropologische Untersuchung*. Berlin.
- Sunderbrink, Bärbel (2010) *Trauer – kulturhistorisch*. In: Wittwer, Héctor u. a. (Hg.) *Sterben und Tod. Geschichte – Theorie – Ethik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/ Weimar, 192–197.
- Taylor, Lou (1983) *Mourning Dress. A Costume and Social History*. London.
- Thoits, Peggy A. (1990) *Emotional Deviance. Research Agendas*. In: Kemper, Theodore D. (ed.) *Research Agendas in the Sociology of Emotions*. Albany, 180–203.
- Walter, Tony (1994) *The Revival of Death*. London/ New York.
- Walter, Tony (1996) *A New Model of Grief: Bereavement and Biography*. In: *Mortality*, Nr. 1, 7–25.
- Walter, Tony (1999) *On Bereavement. The Culture of Grief*. Buckingham/ Philadelphia.
- Walter, Tony (2007) *Modern Grief, Postmodern Grief*. In: *International Review of Sociology – Revue Internationale de Sociologie*, Nr. 1, 123–134.
- Winkel, Heidemarie (2001) *A Postmodern Culture of Grief? On Individualization of Mourning in Germany*. In: *Mortality*, Nr. 1, 65–79.
- Winkel, Heidemarie (2002) *Trauer ist doch ein großes Gefühl. Zur biographiegenerierenden Funktion von Verlusterfahrungen und der Codierung der Trauerkommunikation*. Konstanz.
- Worden, William J. (2011) *Beratung und Therapie in Trauerfällen. Ein Handbuch*. Bern.

Internetadressen

- <http://www.dsm5.org/ProposedRevision/Pages/proposedrevision.aspx?rid=577> , 25. 11. 2012.
- <http://www.sueddeutsche.de/gesundheit/neuerdiagnosekatalog-dsm-gesund-oder-psychischkrank-1.1676865> , 21. 5. 2013.
- <http://www.sueddeutsche.de/leben/gesetzesaenderung-zu-totgeborenen-babys-aus-sternenkindern-werden-menschen-1.1673222> , 17. 5. 2013.
- <http://www.3sat.de/page/?source=/scobel/134855/index.html> , 17. 5. 2013.

Kontakt:

jakoby@soziologie.uzh.ch
juliaslinger@access.uzh.ch
christina.gross@uzh.ch